

that enabled him proudly to ‚live and die in the Church of England‘. To do this at all costs was certainly not his aim“ (305). Wenn dies die Stärke des Buches ist, dann aber sicherlich zugleich seine Schwäche. Racks kritische Biographie eines Mannes, dessen zentrale Erfahrung das „heart strangely warmed“ war, erweckt nicht gerade den Eindruck, als sei das Herz des Biographen für den Gegenstand seiner Untersuchung sonderlich erwärmt worden. Man muß keine Hagiographie schreiben, um dies spürbar werden zu lassen! Die Frage ist vielmehr, ob auch – und gerade – in der Abständigkeit, die eine kritische Sicht notwendig impliziert, noch ein Maß an innerer Nähe aufscheint, das das Unterfangen, ein solches Werk zu verfassen, ja doch irgendwie motiviert haben muß. Zwischen kühler Distanz und heißem Begehren liegt bekanntlich die Kategorie der kritischen Sympathie, die auch dem Historiker gut ansteht. Den etwas unterkühlten Ton seiner Darstellung erkennt zu haben, räumt Rack – das sei nicht verschwiegen – in der Einleitung zur dritten Auflage ein. Solchermaßen versöhnt, verweist der Rezensent schließlich auf den vorzüglichen und noch einmal aktualisierten bibliographischen Bericht am Ende des Buches, der, indem er das weite Panorama der Wesley-Forschung aufspannt, zur Weiterarbeit einlädt. Auf diesem ihrem weiteren Weg hat Rack der Methodismusforschung einen monumentalen Meilenstein gesetzt.

Christoph Raedel

August Jung, Israel Johannes Rubanowitsch. Judenchrist – Evangelist – KZ-Opfer, Bundes-Verlag Witten 2005. 155 S.

Mit diesem neuen Titel verfolgt der weit über die Grenzen seiner geistlichen Heimat in den Freien evangelischen Gemeinden hinaus bekannte Historiker Jung die Absicht, dem „judenchristlichen Mitbruder“ mit dem „talmudisch geschulten Verstand und dem chassidisch entflammten Herzen“ vor der Geschichte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wie der Verfasser dabei vorgeht, ist für ihn typisch. Manche seiner Historikerkollegen begnügen sich damit, kritiklos abzuschreiben, was ihnen an falschen Überlieferungen dubioser Herkunft unterkommt. Im Gegensatz dazu ermittelt August Jung zuerst zuverlässige Quellen. Das Besondere: er gibt dem Leser Anteil an der Freude über den Fund dieser Quellen dadurch, daß er sie in ihrem vollen Wortlaut abdruckt. In diesem Band stellt er als Anhang zwölf Dokumente vor, die meisten davon aus der NS-Zeit. Das ermöglicht dem Leser, die Texte zur Kenntnis zu nehmen, zu verstehen, einzuschätzen und aus dem Zeitgeschehen von damals in die

heutige Lage einzubringen. Allerdings setzt das ein historisches Verständnis voraus, das die Gesamtsicht von Geschichte im Blick hat. Eine solche Sicht dürfte den wenigen heute noch lebenden Zeitzeugen vermutlich leichter fallen als ihren Nachfahren. Der Rezensent freut sich darüber, daß nach mehr als sechs Jahrzehnten heutige Historiker die Wichtigkeit der Erforschung der Hitler-Diktatur neu entdeckt haben. Dazu liefert Jungs Buch einen wesentlichen Beitrag.

Der Autor ist mehr als ein Sammler. Er bemüht sich darum, inhaltliche und chronologische Zusammenhänge zwischen den gefundenen Quellen herzustellen, was seiner Auswertung ihre hohe Qualität gibt. Das trifft auch auf seine neueste Forschungsarbeit zu, mit der er ein Stück bislang unerschlossener Zeitgeschichte im Bund Freier evangelischer Gemeinden zugänglich macht. Hierbei ergänzt er nicht nur biographische Daten Rubanowitschs, die aus lange vergessener, aber noch umfangreich vorhandener Literatur nachgewiesen werden, sondern schließt eine spürbare Lücke in der Vor- und Frühgeschichte der heutigen "Freien evangelischen Gemeinde in Norddeutschland".

Israel Rubanowitsch, geboren am 12. Mai 1866 in Rjeshtza, einer weiß-russischen Kleinstadt im Bezirk Witebsk, stammte von jüdischen Eltern ab. Ihre Frömmigkeit war chassidisch, d. h., ihre persönliche Gottesbeziehung verband sich mit sozialer Verantwortung, Weltoffenheit und Lebensbejahung. Die zunehmende Judenfeindlichkeit in ihrer Heimat vertrieb die Familie 1872 nach Reval (heute Tallinn) im damals russischen Gouvernement Estland. Hier verlor Israel, der mit zwei Schwestern aufwuchs, früh den Vater. Zu Hause sprach er Jiddisch, auf der Straße Estnisch, in der Schule Deutsch, und im Torah-Unterricht, der ihn in talmudischer Lebensweise unterwies, lernte er zusätzlich Hebräisch. Dann begegnete er seiner "Glaubensmutter" Adele Krause, einer weitgereisten Frau pietistischer Prägung. Sie verhalf ihm 1885 zur Hinwendung an den sündenvergebenden Messias Jesus Christus.

Sein neuer, ausstrahlender Glaube wirkte auch auf seine Mutter und die Schwestern. Gemeinsam fanden sie in der Herrnhuter Gemeinschaft ihre geistliche Heimat. 1886 kam Rubanowitsch für drei Jahre an die Missionsanstalt Neukirchen bei Moers/Rhld., wohin er nach vielseitiger Predigertätigkeit 1892/93 zum Abschluß seines Studiums nochmals zurückkehrte. Wieder in Reval, heiratete er 1895 Therese Lohberg. Der Widerstand, der seiner evangelistischen Arbeit entgegengesetzt wurde, zwang ihn zum endgültigen Umzug ins Deutsche Reich, wo dem Ehepaar 1896 die einzige Tochter, Elisabeth (†1982), geboren wurde. Rubanowitsch befreundete sich mit einer Reihe da-

mals herausragender pietistischer Persönlichkeiten, darunter auch Johannes Röschmann (1862-1901) in Hamburg, der 1893 das Diakoniewerk "Elim" und die "Philadelphia-Gemeinschaft" gegründet hatte. Röschmann lud Rubanowitsch zum Evangelisieren am Holstenwall Nr. 2 ein, einer Arbeit, die viel geistlichen Ertrag einbrachte, so daß der dortige Versammlungsraum bald zu klein wurde und Röschmann auf einem städtischen Erbbaugrundstück das dreistöckige Gemeinschaftshaus Holstenwall 21 mit etwa 2500 Sitzplätzen errichtete, eingeweiht am 7. November 1897. Schließlich erteilte Röschmann seinem Freund Rubanowitsch einen Ruf nach Hamburg, den dieser als Weisung Gottes annahm.

Rubanowitsch, bislang Reise-Evangelist im Raum zwischen Reval und Straßburg, der Ruhr und Schlesien (1889-1901), der es gewohnt gewesen war, vor bis zu 4000 Zuhörern zu sprechen, wurde nun seßhaft; seine Einführung am Holstenwall in Nachfolge des verstorbenen Röschmann in die Ämter des Vorstehers der Philadelphia-Gemeinschaft, des Siechenhauses "Elim" und des Stiftungskomitees erfolgte am 7. September 1902. Die "Philadelphia" verstand sich als innerkirchliche Gemeinschaft, die weder taufte noch konfirmierte, traute oder beerdigte. Hier predigte Rubanowitsch bis 1918 das Evangelium in traditionell rabbinischer Hermeneutik. Seine bilderreiche, volkstümliche Sprache verschaffte der Verkündigung neue Aufmerksamkeit. In ihr flossen zwei Denkrichtungen zusammen: die auf logische Nachvollziehbarkeit abhebende Kausalitätsfrage der griechischen Antike und der pragmatische Ansatz des orientalischen Denkens, das sich in Bildern und Analogien ausdrückt. Rubanowitsch, dem jede Bevorzugung einer dieser Richtungen fernlag, vermittelte in seiner Predigt beides und regte viele seiner Zuhörer dank der neuen Einsichten, die er ihnen eröffnete, zu eigenständigem Weiterstudium an.

Die "Elim"-Gemeinschaft hatte in ihm endlich wieder eine Führerpersönlichkeit, an der sie sich auf- und ausrichten konnte. Die Schwesternschaft wuchs, das Werk gedieh zu einem Wirtschaftsunternehmen, das sich allerdings ausschließlich aus Spenden seiner Mitglieder und Freunde finanzierte. Die evangelistischen Vorstöße, die auch kleinere Erweckungen auslösten, führten der Gemeinschaft zahlreiche wiedergeborene Menschen zu. Doch man zählte auch ausgetretene, abgefallene und ausgeschlossene Mitglieder. Rubanowitsch verstand sich zunehmend als Lehrer für das ganze Volk Gottes. Erfolgreich warnte er vor geistlicher Übersteigerung in der Pfingstbewegung. Als er jedoch für die Allversöhnungslehre eintrat, gingen manche auf Abstand zu seinen theologischen Überzeugungen, und die Türen Blankenburgs und

Gnadaus verschlossen sich ihm.

In dieser Lage trat erstmals 1912 der damals 24 Jahre alte Friedrich Heitmüller am Holstenwall auf und erhob den Anspruch, die dortigen Verhältnisse auf der Stelle zu "reformieren". Sein "Urteilsvermögen" gründete sich auf eine gerade einmal einjährige Ausbildung an der Schweizer Bibelschule St. Chrischona, die z. B. an der Vermittlung des Griechischen und Hebräischen völlig vorübergegangen war. Seine von ihm selbst wohl eher nicht wahrgenommene Unfertigkeit hinderte Heitmüller indes keineswegs, öffentlich schwere Vorwürfe gegen Rubanowitsch zu erheben: Dieser habe ein gesetzliches Evangeliumsverständnis und predige einen Gehorsam, von dem doch Christus befreit habe; er gehöre nicht auf die "Elim"-Kanzel. Die "Elim"-Gemeinschaft zieh Heitmüller der Rebellion und widersetzte sich seinem Ansinnen. Nun sah Heitmüller sich in einer Zwickmühle: Entweder mußte er kapitulieren oder eine neue Gemeinde gründen. Wer Heitmüller persönlich gekannt und als Kämpfernatur erlebt hat, wundert sich nicht, daß er sich für den Weg der Neugründung entschied.

Heitmüller pflegte für seine (jeweilige) Überzeugung mit seiner ganzen Person einzustehen. Das verschaffte ihm zeit seines Lebens Anhänger wie auch Gegner. Er war Autodidakt, der sich mit erstaunlichem Fleiß in die Bibel einarbeitete und sich so das Rüstzeug zur Herausgabe der Monatsschrift "Das feste prophetische Wort" aneignete, die sich jahrzehntelang eines treuen Leserkreises erfreuen konnte. Die Zeitschrift war frei von spekulativen Deutungen und bemüht, in den Herzen der Glaubenden die Erwartung des wiederkommenden Christus lebendig zu halten als Hoffnung und Ziel, wie sie sich aus beiden Testamenten für die Glaubenden ergaben.

Wo immer Heitmüller mitarbeitete, brachte er unüberhörbar seine Position ein. Immer wieder regte er damit die einen neu zum Nachdenken an, während andere sich ihm verweigerten. Wer, wie der Rezensent, mit Heitmüller viele Jahre in nationalen und internationalen Leitungsgremien zusammenarbeitete, hat ihn mit allen Stärken und Schwächen kennengelernt. Seine Auseinandersetzung etwa mit Heinrich Wiesemann (1901-1978) über die Zukunft Israels, im persönlichen Umgangsstil allerdings alles andere als vorbildlich, wartet bis heute noch auf ihre sachlich sicher lohnende historische Aufarbeitung.

Man möge dem Rezensenten verzeihen, daß er hier thematisch ein wenig ausbricht, um eine historiographische Lücke zu füllen, die bisher offenstand. Mit Heitmüller verband mich ein enges Verhältnis, das sich aus gegenseitiger Wertschätzung speiste und das Anderssein des anderen achtete. Als sich das

Ende seines Lebensweges abzeichnete, wurde er als gereifter Christ gelassener und ruhiger. Eines Tages fuhren wir gemeinsam in seinem Mercedes von Hamburg nach Dänemark zu einer Konferenz des Internationalen Bundes Freier evangelischer Gemeinden (IFFEC), der letzten, an der er im Ausland teilnahm. Im Fond des bequemen Wagens sitzend, vertrauten wir uns seinem alt-„erfahrenen“ Chauffeur „Ferdinand“ an. Es ergab sich ein mehrstündiges vertrautes Gespräch, wie ich es so nur dieses eine Mal mit ihm erlebte. Ich fragte ihn nach seinen Erlebnissen und Erfahrungen im „Dritten Reich“. Heitmüller hatte ja am Beginn der Hitler-Ära in SA-Uniform auf der Kanzel am Holstenwall gestanden. Und er hatte „Sieben Reden eines Christen und Nationalsozialisten“ veröffentlicht. Als er jedoch die Ideologie durchschaute und in Hitler den Verderber Deutschlands erkannte, trat er tapfer öffentlich gegen ihn auf und erhielt von der Gestapo Redeverbot, an das er sich nicht hielt. Freunde, die ihn versteckten, bewahrten ihn gegen Kriegsende vor KZ-Haft. Jetzt in unserem Reisegespräch bekannte er sehr aufrichtig seinen schlimmen Irrtum, unter dem er lange zu leiden gehabt hatte, ehe er sich darüber der Vergebung Gottes gewiß werden konnte. Immer noch bewegte ihn das Thema sehr, und er machte daraus keinen Hehl, während wir uns unterhielten. Das gab mir Einblick in das Herz dieses Mannes. Bei der internationalen Konferenz, zu der wir unterwegs waren, mußte er übrigens eine weitere Demütigung hinnehmen. Die gastgebenden Dänen vermißten „Ferdinand“ bei Tisch; dieser hatte weisungsgemäß draußen im Wagen zu warten. Die Dänen holten ihn herein und führten damit Heitmüllers „Klassendenken“ ad absurdum. Heitmüller faßte das als demütigende Korrektur seiner Lebensführung auf.

Bald darauf spürte Heitmüller, daß seine Lebenskräfte zur Neige gingen. Er lud den IFFEC-Leitungsausschuß zu seiner turnusmäßigen Sitzung nach Hamburg ein. Am ersten Tag der Konferenz war er noch dabei, am zweiten bat er uns, ihn zu seinem Heimgang einzusegnen. Wir legten ihm die Hände auf, segneten ihn und erbaten von Gott, daß er in Frieden entschlafen möge, eine Bitte, die zwei Tage später erhört werden sollte. Es war ein vor Gott erlebtes Sterben. Seine Bestattung auf dem Ohlsdorfer Friedhof, bei der der Sarg hanseatischer Tradition folgend auf den Schultern zu Grabe getragen wurde, bezeugte mit einer unüberschaubaren Trauergemeinde die Wertschätzung, die dieser Mann sich erworben hatte.

Doch zurück zu Israel Rubanowitsch, der als Judenchrist in seiner gottgegebenen Beauftragung von Heitmüller völlig verkannt wurde. Die zu Heitmüller stehende Mitarbeiter-Konferenz (MiKo) scheiterte mehrfach in ihrem

Bemühen, mit Rubanowitsch ein versöhnendes Gespräch zustandezubringen. Heitmüller hatte ohne Griechisch- und Hebräischkenntnisse gegen Rubanowitsch als Meister der Kasuistik keine Chance. Seine Vorwürfe gegen diesen wegen Unaufrichtigkeit, Unbußfertigkeit, Unbelehrbarkeit, Verschlagenheit und der Lehre von der Sündlosigkeit wahrer Christen überzeugten nicht. August Jung ist es gelungen, in mühevoller Kleinarbeit an den Quellen *alle* diese Anschuldigungen im einzelnen zu widerlegen. Das gilt sowohl für Rubanowitschs theologische Auffassungen als auch für seine persönliche Lebensführung. Darin besteht der hohe Wert der vorliegenden Arbeit.

Manche Überzeugungen Rubanowitschs wurden einfach nicht verstanden. Dafür nur ein Beispiel: Rubanowitsch thematisierte die sogenannte Pflichtenkollision im Leben der Christen, das unvereinbare Aufeinandertreffen verschiedener je für sich wichtiger ethischer Werte, und leitete dazu an, wie man in einem solchen Dilemma eine Gewissensentscheidung treffen könne – von heute aus betrachtet eine hochmoderne Sichtweise. Doch Heitmüller und andere Zeitgenossen verstanden Rubanowitsch nicht. In guter Absicht, aber mit unhaltbaren Gründen gingen sie auf Distanz und isolierten ihn.

Was die Gemeinde betraf, stand Heitmüller mit seinen Trennungsbestrebungen kläglich da: 1385 Mitglieder hielten Rubanowitsch die Treue. Heitmüller zog mit siebzig Personen nur knapp fünf Prozent der Mitgliedschaft auf seine Seite, eine schwache Grundlage für die Neugründung einer Gemeinde. Doch ließ er sich nicht darin beirren, das "Sündenregister" von Rubanowitsch als "feststehende Tatsachen" weiter zu kolportieren. In der Tat zeigte sich in Rubanowitschs weiterer Entwicklung ein Hang zur Rejudaisierung: Evangelium und Talmud verschmolzen ihm immer mehr. Auch andere Glaubensbrüder neben Heitmüller zogen sich von ihm zurück. Hinzu traten schwere seelische Erschütterungen wie der Tod seiner Frau nach schmerzvoller Krankheit und die Verheerungen des Ersten Weltkrieges, wo "an der Front gesiegt, verloren und gestorben und in der Heimat gebetet, geweint und gehungert wurde". Nicht zuletzt plagte Rubanowitsch ein zunehmendes Nervenleiden, das ihn des öfteren wochenlang dienstunfähig machte. Schließlich gab er Ende September 1918 alle seine Ämter auf, trat aus der Philadelphia-Gemeinde aus und gründete stehenden Fußes eine neue "Evangelisch-Kirchliche Gemeinschaft" mit Sitz in Hamburg, Holstenwall 12, die er Offb. 6,2 folgend die "Gemeinde unter dem weißen Pferd" nannte. Gleichzeitig lancierte er aus dem christologischen Ansatz von Apg. 4,12 heraus – "es ist in keinem anderen Heil" – das Blatt "Das volle Heil". Doch um ihn selbst wurde es einsamer.

Bald nach Beginn der Hitler-Diktatur geriet Rubanowitsch als jüdenchristlicher Prediger in die Fänge der NS-Bürokratie: Redeverbot, Gemeindef Auflösung, Vermögensbeschlagnahme, dann, am 25. Februar 1935, erste Verhaftung – Sanktionen, die Heitmüller in seinem Blatt "In Jesu Dienst" als "gegen diese Sekte gerichtete Maßnahmen der hamburgischen Staatspolizei durchaus verständlich und begreiflich" einstufte: Ergebnisadresse, ideologische Verblendung, unbelehrbarer Starrsinn, Selbstüberschätzung, Egozentrik auf Kosten anderer, politische Naivität oder Herzlosigkeit gegen Mitchristen? Letztlich vermögen wir das, wie Jung mit Recht schreibt, nicht zu beurteilen – Gott sei Dank; denn er allein bleibt "Künder der Herzen". Die von Jung herangezogenen Quellen erweisen, daß U. Betz Heitmüllers Verstrickung unterschätzt, wenn er von einer "kurzen Spanne eines begeisterten Irrtums" schreibt, dauerte diese Phase doch tatsächlich bis mindestens April 1935. Erst dann, als Heitmüller nämlich selbst in die Fänge der Gestapo geriet, brachen Erkenntnis und Einsicht bei ihm durch. Als "Lehrstück der Geschichte" bezeichnet das August Jung – und in der Tat mutierte Heitmüller zum engagierten Gegner der Hitler-Diktatur, der als Direktor des Hamburger Elim-Krankenhauses jedwede Euthanasie-Maßnahme an seinen Patienten verhinderte und schriftlich bei der Reichsregierung gegen die Vernichtung "unwerten Lebens" Protest einlegte.

Rubanowitsch wurden indes im Zusammenhang mit der Reichspogromnacht vom 9./10. November 1938 die Daumenschrauben fester gezogen. Zur zweiten und endgültigen Verhaftung des mittlerweile 73jährigen kam es am 29. Juli 1939. Ab 15. April 1940 saß er unter der Häftlingsnummer 18591 im KZ Sachsenhausen ein, dessen unmenschlichen Bedingungen er wie Tausende andere am 10. Juni 1941 zum Opfer fiel – offizielle Todesursache laut Lagerkommandantur "Altersschwäche, Lungenentzündung und Kreislaufkollaps". Die Urne konnte auf Bitten der Tochter auf dem Friedhof Diebsteich in Hamburg-Altona beigesetzt werden.

Als Heitmüller 1950 seinen Lebensrückblick "Aus vierzig Jahren Dienst am Evangelium" herausbrachte, enthielt dieser auch ein "Gedenkwort" zu Rubanowitsch, in dem der Verfasser peinlicherweise die alten Schuldvorwürfe aufrechterhielt und wiederholte, was nicht unwidersprochen bleiben durfte. Jung gibt der historischen Wahrheit die Ehre und behebt so die von U. Betz beklagte "Ausblendung" der Gestalt von Rubanowitsch (vgl. Betz, Leuchtfleur und Oase, Witten 1993, S. 392/Anm. 40). Insgesamt legt August Jung mit sei-

nem Nachruf auf Israel Johannes Rubanowitsch ein überzeugendes Werk vor, das den Stand der Forschung gültig markiert.

Heinz-Adolf Ritter

Hans Hafenbrack, Geschichte des Evangelischen Pressedienstes. Evangelische Pressearbeit von 1848 bis 1981. Luther-Verlag, Bielefeld 2004, 663 S.

Hans Hafenbrack geht in seiner eindrucksvollen Studie innerhalb von zehn Kapiteln in chronologischer Folge der spannenden Entwicklung landeskirchlicher Pressegeschichte nach, die über 130 Jahre umfasst. Ausgangspunkt ist der soziale Vereinsprotestantismus mit der Inneren Mission (S. 21-68) unter der Prägung Johann Hinrich Wicherns. Bis ins beginnende 20. Jh. war die Innere Mission Trägerin evangelischer Pressearbeit. Anders als die schwerfällige Behördenkirche jener Zeit hielt sie Kontakt mit den Landesgliederungen der entstehenden Presseverbände. 1910 kam es zum „Evangelischen Preßverband für Deutschland“ (EPD). Der eigentliche Gründer war Stanislaus Swierczewski. Das zweite Kap. (69-100) zeigt das spannungsgeladene Ringen um organisatorische und publizistische Unabhängigkeit bei weitgehend leeren Kassen. Kapitel 3 umfasst den Zeitraum des Ersten Weltkriegs (101-125). Es zeigt ganz im Zuge der Zeit den EPD als Sprachrohr des Nationalprotestantismus, jedoch mit Spannungen zwischen Nord und Süd. Pfarrer August Hinderer (1877-1945), der zunehmend eine zentrale Rolle spielen wird, tritt immer mehr ins Blickfeld. Durch den Finanz-Coup „Reformationsdankspende 1917“ öffnete er die Türen für die Zukunft. Kap. 4 (127-188) beschreibt die Blütezeit Hinderers 1918-1933, die man als „kirchliche Öffentlichkeitsarbeit“ bezeichnen muss. 1933 beginnt eine große Tragödie (Kap. 5, S. 189-266). Der EPD wird im Kirchenkampf zum Sprachrohr der Deutschen Christen (S. 189-266). Der später dominierende Focko Lüpsen spielt hier bereits eine zentrale Rolle. In Kap. 6 (267-349) erfolgt durch Hafenbrack eine wichtige Korrektur bisheriger epd-Geschichte. Die aus der frühen Nachkriegszeit stammende, seit mehr als 50 Jahren überlieferte Behauptung Lüpsens, der epd sei 1937 verboten worden und danach in die Illegalität gegangen, wird enttarnt. Erst im Mai 1939 erschien die letzte Ausgabe für die Tagespresse, die Ausgabe für die kirchliche Presse wurde – wie viele andere kirchliche Organe – 1941 eingestellt. Während des Krieges 1939-1945 unterlag der epd nicht nur einer zweifachen Zensur (Kap. 7, S. 351-395). Er verbreitete auch Propagandameldungen im Sinne des